

# Gut und böse

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen**

Band (Jahr): **27 (1975)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Melodien notiert, so entstand eine heilsame Tanzkunst, eine therapeutische Musik. Und wir, haben wir nicht die Tarantella, diesen lebhaften, hüpfenden Tanz, der vielleicht von jenem musikalischen Heilmittel der kalabresischen Bauern stammt?» Entgegen diesem alten Volksglauben soll, nach neueren Erkenntnissen, der Biss der Tarantel durchaus harmlos sein; die danach auftretende, rasende Tanzwut wäre nicht auf die Giftwirkung, sondern auf abergläubische Autosuggestion zurückzuführen.

Es ist erstaunlich, was, aus dem Drang nach Sensation, den Spinnen oft nachgesagt wird. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges ging eine merkwürdige Meldung durch die Presse: Im Londoner Zoo gebe es eine gefährliche Spinne, die Schwarze Witwe. Sie werde Tag und Nacht bewacht, denn ihr Ausbrechen könnte unvorstellbares Unheil anrichten. Diese berüchtigte Spinne gehört zu den Kugel- oder Haubennetzspinnen (*Theridiidae*), einer weitverbreiteten Familie, die in unserer Heimat mit 25 Arten vertreten ist. Doch brauchen wir uns nicht zu beunruhigen: Die Schwarze Witwe oder Malmignatte (*Latrodectus mactans*), deren Biss zwar sehr schmerzhaft, doch keineswegs lebensgefährlich sein soll, gehört nicht zu den einheimischen Arten.

## Gut und böse

Vor gut 50 Jahren tauchte auf dem Büchermarkt eine neue Jugendliteratur auf, Erzählungen, in denen Tiere handeln, denken und empfinden wie Menschen, merkwürdige Bastarde zwischen Märchen und Naturkunde. Der Bestseller unter diesen Neuerscheinungen war Waldemar Bonsels' Erzählung «Die Biene Maya und ihre Abenteuer». Bienen, Spinnen, Käfer, Schmetterlinge, Fliegen verständigen sich darin in menschlicher Sprache. Solche Darstellungen mögen recht unterhaltend wirken, doch schaffen sie im Kinde eine völlig falsche Vorstellung vom Wesen eines Tieres. Trotz aller biologischen Fragwürdigkeiten erlebte das Buch Millionenaufgaben, wurde in alle europäischen Sprachen übersetzt, erlebte eine südafrikanische, eine argentinische und eine japanische Ausgabe. Die weltweite Verbreitung dieses Buches lässt sich kaum mit der Handlung der Erzählung, noch mit der dichterischen Sprache allein erklären. Im vorangegangenen Kapitel habe ich angedeutet, wie der Eindruck des Hässlichen oft mit der Warnung vor Gefährlichem gekoppelt ist. Bonsels wusste dieses instinktive Verhalten recht geschickt auszuwerten. In seiner Geschichte gerät die Biene Maya in das Netz einer Kreuzspinne. Vernehmen wir nun Bonsels selbst: «Ach, nun gingen Maya in ihrer grossen Angst die Warnungen der anderen durch den Sinn: Hüte dich vor

dem Netz der Spinne, in ihrer Gewalt erleiden wir den grausamsten Tod. Sie ist herzlos und tückisch und lässt niemanden wieder frei. . . . Als sie in völliger Erschöpfung einen Augenblick innehielt, sah sie unter einem grossen Himbeerblatt, ganz in der Nähe, die Spinne sitzen. Ihr Entsetzen war unbeschreiblich, als sie das grosse Ungeheuer ganz ernst und still, wie zu einem Sprung geduckt, unter dem Blatt hocken sah. Die Spinne sah mit bösen, funkelnden Augen auf die kleine Maya, in einer boshaften Geduld und grauenhaft kaltblütig.» Diese meisterhafte Schilderung, die uns an Gotthelfs schwarze Spinne erinnert, weiss jedes Kinderherz für das arme Bienlein zu gewinnen, welche Entrüstung entfacht sie aber ob all der Falschheit der garstigen Spinne, und welche Erlösung bedeutet es für die kleinen Leser, wenn der liebe, gute Käfer Kurt Maya befreit. So wie Bonsels der für Maya gefährlichen Spinne Falschheit und Bosheit zuschreibt, so verteilt er Liebe und Hass unter seinen Tieren, kombiniert Schön mit Gut, Böse mit Hässlich. Mit dem Hochspielen bestimmter Tiermerkmale wusste er beim jungen Leser einen angeborenen Mechanismus auszulösen, bindende oder abstossende Einstellungen wachzurufen. Darin mochte der grosse Erfolg seines Buches liegen.

Die Idee, Tiere wie Menschen handeln zu lassen, ist uralt. In den Fabeln des Griechen Aesop und in den Nachdichtungen La Fontaines treten Tiere als Träger menschlicher Eigenschaften und Unzulänglichkeiten auf. Ohne den erzieherischen Wert oder die satirische Absicht solcher Fabeln mindern zu wollen, seien doch, aus biologischer Sicht, einige Vorbehalte angebracht. Bei allen diesen Darstellungen fallen wir immer wieder in den grossen Fehler, das Tier in seinem Wesen zu uns auf eine Stufe zu stellen und nach menschlichen Verhältnissen zu beurteilen. Nur so lässt sich behaupten, dass Gänse dumm seien, die Tauben sanft, die Katzen falsch. Wenn wir einen Menschen einen faulen Hund schelten, ihm hündische Ergebenheit vorwerfen oder bedauernd feststellen, er führe ein Hundeleben, so bedeuten diese Aussagen nichts anderes als ein unzulänglicher Vergleich täuschender Aehnlichkeiten. Wir vergessen nur allzu leicht, dass jedes Tier in seine eigene Umwelt eingefügt ist und hier weder gut noch böse handelt, sondern als Teil einer Ganzheit, die ausser allen menschlichen Moralbegriffen steht. Wie unkonsequent sind wir zudem oft bei der Verteilung solcher Moralbegriffe. Die für uns harmlose Kreuzspinne nennen wir ihres Giftes wegen böse, der Biene, als Spenderin süssen Honigs und unentbehrlicher Helferin im Obstbau, gilt unsere Sympathie, ungeachtet ihres schmerzhaften, unter unglücklichen Umständen sogar tödlichen Stiches. Weshalb empfinden wir bestimmte Verhaltensweisen beim Tier als böse, akzeptieren sie aber ohne weiteres beim Menschen? Man schimpft die Kreuzspinnen hinterlistig, weil sie mit ihren Geweben ihre Nahrung fangen. Was machen sie denn anderes als der Fischer, der auf dem Meer seine Netze auswirft? Weshalb bezichtigt man die Krabbenspinnen eines niederträchtigen

Strauchrittertums, weil sie auf den Blüten auf Beute lauern, redet aber von edlem Weidwerk, wenn der Jäger vom Hochsitz aus das ahnungslos äsende Reh abknallt?

## Sehen und tasten

Die Sinnesorgane als Uebermittler von Informationen über die Aussenwelt sind bei Mensch und Tier sehr unterschiedlich ausgebildet und leistungsfähig. Dementsprechend muss das von ihnen ihrem Träger gelieferte «Weltbild» ebenfalls recht verschieden sein. So lebt jedes Tier in seiner eigenen Welt, und es fällt dem Menschen schwer, sich von dieser eine Vorstellung zu bilden. Ob z. B. ein Tier eine Farbe wie wir empfindet, wird sich vielleicht nie ermitteln lassen. Aber dass es sie erlebt und wie es diese einordnet, das lässt sich feststellen. Die Kenntnisse über den Bau und die Wirkungsweise der Aufnahmeapparate, der Sinnesorgane, geben uns dazu einen wertvollen Schlüssel in die Hand. Bei uns Menschen ist der Gesichtssinn von allen Sinnesorganen weitaus am besten entwickelt. Diese Tatsache bringen wir im Sprachgebrauch deutlich zum Ausdruck, wir reden von einem «Weltbild», nennen eine kurze Zeitspanne einen «Augenblick», bekräftigen eine Aussage, man habe etwas mit «eigenen Augen» gesehen. Wollen wir uns jemandem möglichst verständlich machen, so versuchen wir, recht «anschaulich» uns auszudrücken. Der «Anschauungsunterricht» ist seit einem halben Jahrhundert zu einem festen Begriff unserer Schulen geworden. Auch die heute so überbordende Reklame ist vorwiegend aufs Sehen eingestellt. Schlagen wir irgendein naturwissenschaftliches Bestimmungsbuch auf, so leiten uns fast ausschliesslich Hinweise über Gestalt und Farbe zum Ziel. Was für uns Menschen gilt, braucht für ein Tier nicht auch richtig zu sein, so lokalisiert z. B. eine Eule eine im Laub raschelnde Maus akustisch, Fledermäuse besitzen ein «Radar-system», mit dem sie im Fluge bei völliger Dunkelheit jedem noch so feinen Hindernis geschickt auszuweichen wissen. Bei den Spinnen ist es der Tastsinn, der dem Tier die wesentlichen, bei vielen Arten sogar fast ausschliesslichen Eindrücke von seiner Umwelt vermittelt. Nun sind Spinnen keineswegs blind, die meisten Arten besitzen sogar acht Augen. Nach vielen Beobachtungen zu schliessen, müssen diese jedoch ausserordentlich sehschwach sein. Eine Ausnahme machen die Springspinnen (*Attidae*, 7, 8, 9),\* unscheinbare Tiere, die schon in den ersten Frühlingstagen an besonnten Mauern und Holzwänden zu beobachten sind. Hüpfend jagen sie umher, und springend erhaschen sie ihre Beute. Für diese

\* Die eingeklammerten Zahlen verweisen auf die Nummern der Fotos.